# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 95. Posen, den 14. Oktober 1927. Nr. 95.



## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von **Moritz Band.**

14. Fortsetzung. 

In diesen Jahren, da Beethoven im Hause des Fürsten Lichnowsky lebte, begann er auch seine Liebe zur Landschaft und zur freien Natur zu entwickeln, wozu die herrliche, nähere Umgebung von Wien den schönsten Anlaß gab. An schönen Tagen schlich Beethoven zu früher Morgenstunde, als selbst die Domestiken noch schliefen, aus dem Palais und stürmte hinaus ins Freie. Entweder nach dem nahen Dornbach und Neuwaldegg oder über die Hänge der Döblinger Hügel nach Heiligenstadt, Grinzing und Nußdorf, wo Beethoven wahre Feierstunden in den grünen Domen des Wiener Waldes abhielt, dabei an sein Heim, an Essen und Trinken vergaß . . .

Dort war es auch, wo ihm im Dahinwandern die glücklichsten musikalischen Eingebungen zuflogen, denn er komponierte nicht nur am Klavier oder mit der Feder in der Hand, sondern erging sich im Freien, von außenher die Anregungen zu neuem Schaffen empfangend. Das Tirilieren eines Vogels, das Rauschen des Waldes, das Murmeln des Baches, ja selbst der bloße Anblick einer schönen Landschaft trug ihm die herrlichsten Motive zu. Beethoven hatte stets die Taschen voll kleiner Zettel und in der Westentasche einen derben Bleistiftstumpf und notierte jeden Einfall, allerdings in einer Form, die außer ihm selbst keinem Menschen lesbar und verständlich war. Die beschriebenen Zettel verschwanden in irgendeine Tasche und kamen dann gelegentlich daheim zur Verwendung, soweit sie nicht hie und da verstreut wurden und verloren gingen.

An einem Sonntagmorgen holte ihn Freund Zmeskall zu einem Spaziergang ab. Der Tag war zu schön, um ihn daheim zu verbringen, und Beethoven war sofort mit dabei. Rasch zog er sich an, fuhr sich ein paarmal mit den gespreizten Fingern durch die Haare, was bei ihm das Frisieren bedeutete, und die beiden Freunde verließen das Palais.

Vor dem Tore blieb Beethoven betroffen stehen.

„Donnerwetter! Jetzt habe ich daran vergessen — die Fürstin wollte heute zum Diner mich als Dessert am Klavier ihren Gästen bieten!"

„Da mußt du wohl zu Hause bleiben, lieber Ludwig!"

„Ach was, jetzt bin ich schon einmal im Weggehen, und dabei bleibt es! Aber du mußt zurücklaufen und ihrer Kammerfrau oder wen du sonst triffst, sagen, daß ich heute nicht zu haben bin, weil ich über Land gegangen bin!"

„Die Fürstin wird böse sein, Ludwig!" mahnte Zmeskall.

„Sie wird schon wieder gut werden!" erwiderte Beethoven.

Zmeskall eilte in das Haus zurück, um sich seines Auftrages zu entledigen, und kehrte nach einigen Minuten wieder auf die Straße zurück.

„Also, wohin wird gegangen?" fragte Beethoven lachend. Es freute ihn immer, wenn er den Herrschaften, die seine besten Freunde waren, einen solchen kleinen Schabernack antun konnte.

„Wohin du willst, Ludwig!"

„Du machst dir die Sache allzuleicht, du elender Mentor! Wenn du mich schon zu entführen im Sinne hast, dann mußt du auch wissen, wohin!"

„Warst du schon auf dem Kahlenberg und Leopoldsberg, Ludwig?"

„Von unten habe ich die beiden Berge schon oft genug gesehen, aber oben war ich noch nie! Lohnt es sich denn?"

„Das sollst du selbst beurteilen! Willst du also dort hinauf, Ludwig?"

„Meinetwegen! Aber das sage ich dir, wenn ich dann etwa enttäuscht bin, dann kannst du deine ganze Mentorschaft einpacken und kriegst mich niemals wieder zu einem Spaziergang."

„Das riskiere ich, mein Lieber!"

Beethoven schritt in frohgemuter Laune an der Seite seines Freundes dahin, und so lange sie an den Häusern der kleinen Vorstadt gingen, blieb ein lebhaftes Gespräch zwischen ihnen im Gange. Beethoven liebte es, seinen Freund zu „frozzeln" — diese wienerische Eigenart hatte er bald erlernt — und Zmeskall ließ sich das recht gerne gefallen.

„Du, Nikolaus," sagte Beethoven, als sie die lange nüchterne Front des großen Krankenhauses (die heutige Spitalgasse) hinuntergingen, „sag' mir einmal, was hat so ein Hofsekretär, wie du einer bist, eigentlich zu tun, außer daß er ein bissel musiziert und bei einem Musikgeneral, wie ich einer bin, Adjutantendienste leistet? Ich hab' mir schon oft darüber den Kopf zerbrochen, mit was du in deinem Amtszimmer die Zeit totschlägst!"

„Na, hörst du, Ludwig! So ein Hofsekretär ist schon ein hohes . . ."

„Tier!" unterbrach Beethoven ihn lachend.

„Das gerade nicht, aber ein höherer Beamter, dem bei Hof hunderterlei Funktionen zugewiesen sind."

„Alle hundert einem Hofsekretär?"

„Nicht doch; der Gesamtheit der Hofsekretäre, die verschiedenen Departements zugeteilt sind. Ich zum Beispiel habe alle Akten zu erledigen, die ungarische Angelegenheiten des Hofes mit den verschiedenen Amtsstellen in Ungarn betreffen."

„Das muß aber ungeheuer langweilig sein, lieber Zmeskall. Und wie weit kannst du es da bringen, wenn du ein paar Jahre ungarische Akten geschmiert hast?"

„Je nachdem! Wenn es gut geht, bis zum Hofrat in der ungarischen Hofkanzlei!"

„Bei mir wirst du kein Hofrat, mein Lieber, bei mir kannst du höchstens Flügel- oder Generaladjutant werden — und das nur, wenn du dich recht brav aufführst und deinen Kammerdienst an meinem Hof getreulich versiehst."

Beethoven lachte herzlich über den harmlosen Scherz, und Zmeskall lachte mit ihm. Inzwischen waren sie an

dem Spitalgebäude vorübergekommen, und der Weg ging leicht bergan, linker Hand auf der sanften Anhöhe der Himmelpfortgrund, rechts gegen die Donau zu die Vorstadt Thury und an diese anschließend das liebe Lichtental.

Mit freudigen Blicken sah Beethoven auf die anmutige Gegend mit ihren bescheidenen Häuschen hin und nahm das Bild nachdenklich in sich auf.

„Hier müßte es eigentlich schöner zu wohnen sein als drinnen in der dumpfen Stadt mit ihren engen Gassen und hohen Häusern," sagte er aufatmend.

„Du kannst dich doch über dein jetziges Heim wohl kaum beklagen, Ludwig! Du wohnst in einem Palast, vor den Toren der Stadt . . ."

„Ja, aber in einem fremden Palast, in dem ich mir wie ein Gefangener vorkomme, wie ein Vogel in seinem Bauer! Man gibt mir Geld, Speis' und Trank, dafür heißt es dann: Sing', Vogel, und laß dich fleißig hören!"

Zmeskall sah seinen Freund mit einem fragenden Blicke an.

„Ich denke, du hast dich bei Lichnowsky gewiß nicht zu beklagen!"

„Keineswegs, aber ich gäb' was drum, wenn ich statt des Palastes eine bescheidene Hütte besäße, draußen in der freien Natur, und dort für mich nach Herzenslust schaffen könnte. Das wäre mein Ideal!"

„Vergiß nicht, Ludwig, Ideal ist das, was man niemals erreicht! Du mußt mit deinem Schicksal zufrieden sein und kannst Gott danken, daß du in Wien bist, in diesem Zentrum der Musik, in das du gehörst, wie nur einer, und das zu dir gehört, wie nur irgend etwas. Du hast Menschen gefunden, die dein Leben sorgenlos machen und die dir den Weg in die Welt bahnen."

„Du hast recht, Zmeskall! Es war nur so eine Idee von mir, aber manchesmal überkommt mich so ein Ekel vor der ganzen Menschheit, daß ich davonfliehen möchte, irgendwohin in die Einsamkeit, wo ich mit der Natur und mit mir allein bin."

„Und gerade heute sagst du mir das, Ludwig? Wo du mit mir zu zweit in den hellen, freundlichen Sonntag hinausziehst, wo wir überall lachenden frohen Menschen begegnen werden, die sich ihres Lebens und ihrer Mitmenschen erfreuen!"

Beethovens Hand legte sich schwer auf Zmeskalls Schulter.

„Siehst du! Das ist es, was mir fehlt; ich brauche einen Mitmenschen!"

„Hast du nicht mich und andere Freunde, Gönner . . .?"

„Ja, das hab' ich, aber mir fehlt . . ."

„Ein Weib, Ludwig?"

Beethoven nickte stumm.

„Wie könnte es dir daran fehlen? Alle Welt, besonders die Weiber, lieben dich, deiner Kunst wegen, verehren dich, und ich bin sicher, du brauchst nur die Hand auszustrecken, und es hängen ihrer so viele dran, daß du nur zu wählen hast!"

„Nicht so meine ich es, mein lieber Zmeskall," sagte Beethoven, ihn sanft unter dem Arm fassend und langsam weiterschreitend — sie waren inzwischen schon nach dem ganz in Gärten gebetteten Döbling gekommen —, „mir fehlt das Weib meiner Seele, das in meiner Heimat Bonn lebt und deren Bild mich tief innerst ganz erfüllt. Dieses Weib ist mir, wenigstens vorderhand, unerreichbar, und trotzdem kann ich keine andere lieben und keine begehren!"

„Aber, Ludwig? Was sind das für seltsame Reden und gar für einen Künstler, der Anregung des Herzens und der Gefühle braucht? Deine heilige reine Liebe in Bonn in allen Ehren, aber das sagt doch nicht, daß ein junger Mann, wie du, voll Temperament und Leidenschaft, wie ein Mönch dahinleben muß! Ludwig, reiße deine Augen auf; wohin du siehst, gibt es in Wien schöne Mädchen und schöne Frauen, im Palast wie in der Hütte, und die möchte ich sehen, die einem jungen Künstler, dessen Namen in Wien schon mit Respekt und Bewunderung genannt wird, nicht gerne und freudig an ihr Herz drücken möchte!"

„Auch wenn er so ein wilder, ungeleckter Bär ist wie ich, dem die Götter vielleicht viel große innere Gaben, aber keinerlei äußerliche Reize gegeben haben. Wie könnte ich daran denken, Liebe zu erwecken?"

„Du kannst daran denken, Ludwig! Du mußt dir eben nur Mühe geben, dein Inneres zu erschließen und damit von deinem Aeußeren abzulenken, und du wirst siegen, so oft du willst!"

„Einen solchen Sieg habe ich schon einmal in Wien errungen," sagte Beethoven errötend, „aber wenn ich daran zurückdenke, steigt glühende Scham in mir auf."

„Das mußt du dir abgewöhnen, Ludwig! Wer allzu empfindsam ist, wirkt nur abstoßend und hat sehr darunter zu leiden. Man muß die Welt so nehmen, wie sie ist, sonst wird man von ihr übergangen und zertreten. Dabei kannst du deinem Bonner Ideal im Herzen treu bleiben, wenngleich ich meine . . ."

„Was meinst du?" unterbrach ihn Beethoven bebend.

„Eine solche erste Liebe führt nie zum Ziel, lieber Ludwig! Sie wird zu einer schönen Erinnerung, aber . . . Seit wann bist du von Bonn weg?"

„Zwei Jahre sind es bereits!"

„Und schreibt Ihr euch fleißig Briefe?"

„Ziemlich oft!"

„Und ihre Familie?" fragte Zmeskall lebhaft weiter.

„Einer ihrer Brüder soll im Herbst nach Wien kommen, um hier Medizin zu studieren, und ein zweiter, um hier bei Hof Beamter zu werden . . ."

„Und sie selbst?"

„Sie lebt bei ihrer Mutter daheim und . . ."

„. . . soll warten, bis es dem Herrn Ludwig van Beethoven in Wien gelungen ist, recht berühmt zu werden und sich dann aus der fernsten Provinz das Mädchen holen wird, das inzwischen dürr und alt geworden oder gar längst einen anderen geheiratet hat."

„Du treibst grausamen Scherz mit meinen heiligsten Gefühlen! Ich sehe schon, Nikolaus, auch du verstehst mich nicht oder willst mich nicht verstehen!"

„Ich verstehe dich nur zu gut, Ludwig! Du bist ein Idealist, und diese kommen in der rauhen Welt niemals vorwärts. Auch ich schwärme für das Ideal, aber nur in der Kunst; im Leben gilt nur die Wirklichkeit, und du wirst gehörig umlernen müssen, mein lieber Beethoven, wenn du nicht mit all deiner inneren Größe bei der Menschheit Schiffbruch erleiden willst!"

Beethoven ergriff des Freundes Hand und preßte sie fest in der seinen.

„Lassen wir dieses Gespräch, Zmeskall; es hat mich im Innersten aufgewühlt, und wir wollen doch den schönen Sonntag genießen.

„Gewiß, mein Freund! Aber ich bedaure es nicht, daß ich dir meine Anschauung heute mitgeteilt habe; du wirst mir recht geben, wenn du erst deine Nase in die Menschheit gesteckt haben wirst, die sich „Gesellschaft" nennt. Je höher hinauf, desto schlimmer, und hinter der glänzenden Fassade der vornehmsten Paläste verbirgt sich oft die banalste Gemeinheit, während hinter den Mauern der Häuser der Armen oft Schätze von Edelmut und Seelengröße ruhen!"

„Du redst ja wie ein Philosoph, lieber Zmeskall! Das hätte ich hinter der Larve eines kaiserlichen und königlichen Hofsekretärs niemals vermutet!"

„Du siehst also, daß auch bei mir der äußere Schein trügt und daß es immer nur auf den inneren Wert des Menschen ankommt!"

Beethoven gab keine Antwort mehr.

Der Weg fing an, steiler bergan zu gehen, und so schritten die beiden Freunde, ohne weiter zu sprechen, jeder in seine Gedanken eingesponnen, den Fußpfad hinan, der den Heiligenstädter Bach entlang zur Höhe

des Kahlenberges führte, auf dessen Gipfel die kleine Kolonie Josefsdorf mit ihren paar Bauernhäuschen stand.

Es war ein friedensvoller, gottgesegnet schöner Tag, und auf den Zügen Beethovens lag es wie ein Abglanz des Feiertages, trotzdem er eben eine so aufregende Disputation mit seinem Freunde Zmeskall gehabt hatte, der, stillvergnügt, ein Lächeln um seine schmalen Lippen, gelassen hinter ihm her ging. So oft Beethoven stehen blieb, um zu verschnaufen oder einen Blick in die Weite zu werfen, blieb auch er stehen, um ihn in seinen Gedanken nicht zu stören. Immer höher ging es, die Weingärten lagen schon hinter ihnen, und von dem Hange, den sie langsam emporschritten, erschloß sich der Blick auf das breite Band der Donau, die glitzernd ihre Wellen nach dem Osten trug.

Beethoven wandte sich um und ließ seinen Blick in die Runde fliegen.

„Wie wundervoll!“ rief er entzückt aus.

„Nur Geduld, Ludwig! Die ganze Schönheit erschließt sich erst, wenn wir auf dem Gipfel sind und man all die Dörfer und Vorstädte und die liebe Wienerstadt mit einem einzigen Blick umfassen kann. Gehen wir also ruhig weiter!“

Beethoven wandte sich gehorsam um und setzte seinen Weg fort. Zmeskall folgte ihm getreulich wie sein Schatten, und immer lächelte dieser vor sich hin, als ob er an diesem Tage eine besondere Freude erlebt hätte.

Da hörte er plötzlich Beethoven vor sich hin singen, trällern und brummen. Mit beiden Händen schlug er dabei im Gehen den Takt dazu. Zmeskall horchte angespannt, doch war aus den abgehackten Tönen, die zu hören waren, nicht klug zu werden. Aber er freute sich innig, denn er wußte, daß Beethoven in dieser Form komponiere und daß nunmehr eine solche gnadenvolle Stunde über ihn gekommen sei . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Die unsichtbare Hand.

Eine Bergwerksskizze von **Rudolf Olbricht.**

Der Betriebsführer über Tage Ernst Froböhn durchschritt achtsam und gemessen das Werk. In jeden Winkel spähte das scharfe Auge, prüfte Ventile, Rohre, Abteilungen und blieb sinnend haften an dem lebensprühenden Bilde, das sich ihm allerorts immer wieder neu bot. Fleißige Hände, kohlenrußgeschwärzte Gesichter und halbnackte Menschenleiber kündeten vom stahlharten Willen, sich über gewaltigen Eisenriesen und Cyklopen zum Zweikampf zu stellen. Mensch und Maschine! Ein Ewigkeitskampf! —

Mit bedachtsamer Geste betrat der Gewissenhafte nun die Bühne der Kokerei, überflog den hämmernden Gang des Werkeltages und stand vertieft und ergriffen von der erhabenen Schöne und Kraft, bis ihn stickende Rauchschwaden weiter trieben.

Aus den geschlossenen Türen der Koksöfen quoll Glut und Qualm; Flammen schossen wie züngelnder Schlangen Zungen aus winzigen Oeffnungen, und die Hitze war wie verzehrender Hauch.

Nun rissen vom Feuer gesengte und überflackerte Arbeiter eine graue Tür auf, und rote, glühende Koksmasse floß gleichsam zu Boden, bröckelte und stürzte, riß andere, neue Klumpen mit. Die kolossale Masse des Drückers drängte sich langsam, aber gewiß unablässig in den glühenden, brandenden Rachen, schob, ruckte, reckte immer neue Kräfte, bis endlich die ungeheuren Glutmassen auf die Eisenbühne prasselten. Unerträgliche Hitze sprang die Leute an, die jetzt mit Wasserschlauch und Haken dem brodelnden Riesen zu Leibe rückten. Weißer, schmerzender Rauch schlug um alles seinen flatternden Mantel.

Ernst Froböhn sah, stand versunken und trank dieses Bildes Schwere wie ein Verdurstender in sich. —

Mit schlurfenden Schritten näherte sich der Lampenarbeiter Jan Matthes. Die dunkle Schirmmütze trug der Alte ein wenig in die Stirn geschoben, so daß einige der spärlichen grauen Haarsträhnen sich um die Schläfen ringelten. Er gehörte mit zum eisernen Bestand der Zeche.

So richtete auch der Betriebsführer freundlich das Wort an ihn: „Nun, Matthes, was gibt's?“

Umständlich setzte der Angeredete seinen Werkzeugkasten ab, wies zur hohen Bogenlampe hinauf und äußerte: „Neues Seil auflegen, Herr Betriebsführer! — Muß mal wieder sein!“ — Die letzten Laute irrten wie ein überbehagliches Gebrumm, und nur der Eingeweihte verstand Sinn und Gedanken. —

„Aber Vorsicht, Matthes! Ihr wißt — Starkstrom!“

„Mag schon sein! — Werden's schon kriegen! — Nur keine Bange nicht! — Die Arbeit macht der alte Matthes schon an die dreißig Jahr!“ — Und mit ruhigem Bewegen wandte er sich der Bogenlampe zu.

„Wo bleibt nur der verfluchte Kerl, der Klusen?“ — Fragend, suchend blickte Jan Matthes seinen Weg zurück.

Da kam der Gesuchte — Gustav Klusen, Elektromaschinist — auch schon eilend gesprungen. „Na, Jan, nun kann's losgehen! — Haste das Seil parat? — Her damit!“

Und flink voll Eifer widmeten sich beide nun ihrer Arbeit. Der hohe Mast schüttelte sich, als wolle er den Klimmenden abwerfen, und die große Kugellampe schaukelte am schwankenden Draht wie lustiges Kinderwiegespiel. Immer wieder schaute man auf, prüfte und knüpfte, bis endlich beide zufriedenen Sinnes die Werkzeuge einkramten. Jan Matthes sandte noch einen Blick am Mast empor: das war geschafft! — Gut so! Und zu seinen Kameraden gewendet: „Nun Strom drauf, ob alles klappt!“ —

Da trottete Gustav Klusen davon in die Maschinenhalle. — —

Ein unweltlicher, quälender Schrei fiel wie ein Wolkenbruch aus der Luft auf alle Arbeiter, riß dem Betriebsführer die Schulter herum und stach ins Fleisch wie mit scharfen Spitzen. Immer jammernder, quäkender gaben sich die Laute, starben gleichsam und erwachten wieder zum Leben im schauernden Wechsel. Und die Gestalt des Lampenarbeiters, der am Lampenmast stand, die eine Hand an der Drehkurbel und die Linke auf der Seiltrommel, wand sich, drehte sich, sackte tiefer und tiefer, schien mit den Sekunden schmäler zu werden, sich aufzulösen.

Hinzu sprang Ernst Froböhn, helfende Hand zu bieten. Blitzgleich ward in ihm ein Gedanke wach: Finger im Zahngetriebe! Schon reckte er seinen Arm, streckte ihn, um den Bejammernswerten aus seiner Notlage zu befreien, als wie von unsichtbaren Mächten gehalten, seine Hand in gleicher Lage blieb, sich nicht weiterzustrecken vermochte, sondern in seltsamer Schwere zurücksank. Ein eigenes, nie erfühltes Empfinden von Fernsein und Losgelöstheit wogte in dem Manne, das er nimmer noch vorher verspürte und Willen und Tat auslöschte.

In dem Augenblick ruckte Jan Matthes empor, ein Atem, wie aus letzter, schwerster Not preßte sich aus seinem Innern, und langsam, so unsagbar langsam — müde — müde — willenlos lösten sich seine Hände vom kalten Eisen. Der Alte schüttelte sich wie unter Frösteln, blickte verloren geradeaus, vor sich nieder und rieb immer wieder Hände und Arme, als müsse er sich ihrer vergewissern. Nun traf sein Auge auf den Betriebsführer, und nur das Eine glitt von tonlosen, blaubleichen Lippen: „Strom!“ —

Das traf wie Nackenschlag Ernst Froböhn, und noch im Nacherleben erzitterte unter der Wucht gellender Erkenntnis der starke Menschenleib. Gerettet! — Dem Tode entronnen! — Dem Leben geschenkt! — Und Jan Matthes und Ernst Froböhn schauten einander in ihre Seelen, wußten, daß sie mit dieser Sekunde Brüder waren — dem Tode gleich nah — dem Leben gleich neu geschenkt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im großen Maschinenhaus steht gerade und aufgereckt an der Schalttafel Gustav Klusen. Sein Denken geht noch einmal der Arbeit nach, die dort draußen vor Minuten geleistet ward. Und damit auch drückt schon seine grobe, schwarzfettige Arbeitsfaust mit einem Ruck den Hebel nieder. „Laß Strom drauf,“ hatte sein Kamerad ihn geheißen! Nun ist der Pflicht genügt und alles gut! Aber seine Gedanken wirbeln, rechnen, prüfen, laufen wie im ewigen Kreise, werden zum Meere von vierlei Fragen, die mit unweltlich großen, warnenden Augen an seiner Seite stehen, die ihn immer wieder hin und her treiben, ihm kaum kleine Rast vergönnen. Wie ein sonderbarer Traum fällt es dann plötzlich über ihn, Bilder, eigenartig, verschwommene Bilder, rätselhafte Schatten und Schemen in trunkenen Gewändern verwirren seine Sinne. Unzufrieden mit sich selbst, ärgerlich und böse über den drückenden Alp, schüttelt der Maschinist unwillig den Kopf: Was ist das nur heute! —

Und jetzt?! — Kalt kriecht es an seinem Rücken herauf! — Jetzt! — langsam, immer stetiger, hebt sich sein Arm, Muskeln straffen sich, Finger werden lang, greifen den Hebel und werfen ihn hoch. Und sein Wille?! — Nein, schreit es gellend in ihm — nein — nein —nein! Er will nicht; sein ganzer Innenmensch stemmt sich dagegen, und doch — und doch — sein Wille zerbricht an diesem unwiderstehlich drückenden Zwang. — Willenlos! — Unterlegen! — Und da — da — es reißt den starken Menschen zusammen — in voller Klarheit flammt vor ihm das Bild! Das Bild, das ihm seinen Kameraden Jan in höchster, letzter, siechender Not zeigt, grell, — bogenlampenlichthell — und deutlicher — sicherer — scharf und fest, unverrückt in den Umrissen. — Vom Fieber der Angst geschüttelt stürzt Gustav Klusen hinaus zur Koksbühne. — — —

Was durch Jahre hindurch ohne Störung geschehen, ein Seil der Bogenlampe zu richten — heute hatte man unverzeihliche Fehler begangen — nicht unter, nein, über den Stromdraht ward es gelegt. Jan blickte am Mast empor, anklagend, verstört, und auch Gustav wußte Sinn und Zweck seines Tuns zu erklären. Immer nur und immer wieder schüttelte er wirr und irr, wortlos das Haupt. Ernst Froböhn stand im versonnenen Schweigen, beherrscht und gedemütigt von der unsichtbaren Hand des Schicksals. —

Sirenen gellten und riefen zum Leben, zur Arbeit! — Was Schicksal! — Licht floß aus goldenen Schalen, spann an tausend neuen Verheißungen und wirbelte durch Blut und Atem. Dort stand, lockte und rief der Tag, hielt heiligem Schaffen reichen Segen bereit.

## Die Wunder Indiens.

Die geheimnisvollen Wunder Indiens, von denen die Reisenden immer wieder erzählen, sind nicht etwa nur Wunder, die der Vergangenheit angehören, Sage oder Märchen, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen. Allermodernste Druckerschwärze, der auf Rotationsmaschinen hergestellten Tageszeitungen, verkünden fast

täglich neue indische Wunder. Aus der kurzen Berichtsperiode von etwa fünf Monaten seien folgende Berichte herausgerissen, die der Bombay Chronicle wiedergab.

**1. Die schmackhafte Blausäure.**

Im Balivala-Theater in Bombay führte Ben Yogi dem Publikum seine geheimnisvollen Künste vor. Er verschlang Glasstücke, wie sein täglich Brot, verschluckte schwarze Nägel, trank Quecksilber und heißes geschmolzenes Blei. Als aber ein Arzt dem Yogi eine Flasche Blausäure reichte, packte größte Unruhe und Spannung die Zuschauer. Der Yogi jedoch ergriff die Flasche, goß von dem Inhalt etwas in seine hohle Hand und trank das Gift mit offensichtlichem Behagen, als ob es Milch wäre. Die Zuschauer gerieten in größte Erregung, da sie den sofortigen Tod des Yogi erwarteten. Mußten doch ein paar Tropfen genügen, ihn schon zu Boden zu strecken. Doch der 80 Jahre alte Yogi blieb frisch und munter wie zuvor. Die anwesenden Aerzte untersuchten ihn und das Gift und bestätigten, daß kein Betrug vorlag. 15 Jahre hatte der Yogi in voller Einsamkeit im Himmalaya-Gebirge in stündlicher Uebung der Unempfindsamkeit verbracht.

**2. Der schwimmende Stein.**

Sankaracharya, das Haupt einer religiösen Gemeinde, besitzt einen wunderbaren Stein, der in der heiligen Schrift der Inder, im Pevi Puran, „Gomati Shila" genannt wird. Er wiegt 2½ Pfund und das Seltsamste an ihm ist, daß er, obwohl er sonst alle Eigenschaften eines Steines besitzt, auf dem Wasser schwimmt. Tut man ihn in ein Gefäß, das mit Wasser gefüllt ist, so sinkt er zunächst auf den Grund, doch bald erhebt er sich langsam bis zur Oberfläche. Hier hält er keinen Augenblick still, sondern bewegt sich, wie wenn er lebendig wäre, ständig hin und her, auch wenn das Wasser vollständig still ist und kein Luftzug ihn trifft.

**3. Der Yogi ohne Kopf.**

Der Arzt Lal Sharma aus Delhi schreibt uns: Ich war vor einiger Zeit Zeuge einer seltsamen Begebenheit. Am Abend des 30. September 1926 ging ich mit dem Yogi Dev von Fatehpuri nach Tarachi Bagh, es war gegen 7 Uhr morgens, als wir unseren Wagen verließen, um ein paar Schritte zu Fuß zu gehen. Plötzlich bemerkte ich, daß der Oberkörper des Yogi sich in der seltsamsten Weise zu verändern begann. Mit Grausen bemerkte ich, daß sein Kopf immer länger und dünner wurde, bis er schließlich ganz verschwand. Neben mir ging ein Körper ohne Kopf. Als der Kopf nach einiger Zeit wieder sichtbar wurde, fragte ich den Yogi, wie er dieses Wunder vollbringe. Er erwiderte, daß es durchaus nicht schwer sei, jeder Yogi könne es. — So gedruckt im 20. Jahrhundert in der Tageszeitung einer Großstadt im Wunderlande Indiens.

**Der schlafende Baum.**

In der Stadt Mysore im Süden Vorderindiens befindet sich ein Baum, der in der ganzen Umgebung berühmt ist. Allabendlich umgibt ihn eine große Schar von Menschen, die zuschaut, wie sich der Baum zur Ruhe begibt. Kaum sind die letzten Strahlen der Sonne verschwunden, so beginnt der Baum, sich zur Seite zu neigen. Um Mitternacht liegt er flach auf dem Boden. Nach 1 Uhr Nachts beginnt er wieder zu erwachen, richtet sich langsam auf und beim ersten Sonnenstrahl steht er wieder kerzengerade auf dem Platz. Bis heute, so bemerkt der Bombay Chronicle, hat man für diese merkwürdige Erscheinung noch keine Erklärung gefunden.

---

## Napoleon-Anekdoten.

Napoleon I. fragte einen Offizier: „Sagen Sie, wie alt sind Sie?"

„31 Jahre, Majestät!"

„Und noch nicht avanciert?"

„Majestät, durch widrige Zufälle, die mit meinen Leistungen nichts zu tun hatten, bin ich in der Beförderung zum Kapitän übergangen worden."

Napoleon: „Dann nehmen Sie, bitte, sofort Ihren Abschied. Offiziere, die Pech haben, kann ich nicht brauchen."

*

Napoleon richtete im Louvre an einen Konservator die Frage: „Wie lange dauert ein Gemälde aus?"

„Sechshundert bis siebenhundert Jahre, Majestät, im besten Falle achthundert."

„Armselige Kunst!" rief der Kaiser aus.

*

Napoleon traf in Orleans ein. Es war 1808, und der Mangel an Menschen und Geld fürs Kriegführen fing an sich bemerkbar zu machen. Der Bürgermeister der guten Stadt empfing mit allen Würdenträgern den Kaiser und setzte sich in Positur, um eine Rede zu halten. Aber Napoleon unterbrach ihn und fragte ihn über die Stadtverwaltung aus.

„Sind Ihre Kassen in Ordnung, Herr Bürgermeister?"

„Vollkommen!"

„Gut, haben Sie Ueberschüsse?"

„Große, Majestät, und jedes Jahr!"

„Gut! Wie viel haben Sie zum Beispiel jetzt in Ihren Kassen liegen?"

„Dreihunderttausend Frank, Majestät!"

„Sehr gut! Liefern Sie sie gleich an die Staatskasse ab!"

*

Ein berühmter Arzt wurde einst von Napoleon I. gefragt, wie viel Menschen er denn schon in seiner Praxis hingeopfert hätte. Ohne langes Besinnen antwortete der Gefragte.

„Sire, ungefähr fünfhunderttausend weniger als Ew. Majestät."

*

Der Marquis Manfredini, Minister des Großherzogs von Toscana, hatte viel mit Bonaparte zu verhandeln, als dieser in Italien das Oberkommando führte, und hatte von ihm viele Freundschaftsbeweise und vor allem zahlreiche Proben seiner Zuverlässigkeit erfahren. Da geschah es einmal, daß General Bonaparte ein Versprechen, das er dem Minister gegeben hatte, nicht einhielt.

Als der Marquis sich bitterlich beklagte, gab ihm Bonaparte zur Antwort: „Sie können sich stets auf mein Wort als Soldat verlassen; verlassen Sie sich aber niemals auf mein Wort als Politiker."

*

Nach dem Kongreß zu Erfurt kam Napoleon auf der Rückreise durch Aschaffenburg. Die Zöglinge sämtlicher Lehranstalten sollten auf dem Wege zum Schlosse aufgestellt werden, um ihn mit Hochrufen zu empfangen.

Der Kaiser fuhr die lange Front entlang. Am äußersten rechten Flügel herrschte vollständige Ruhe, während die anderen Schüler die vorgeschriebenen Hochrufe ausbrachten. Der Adjutant Napoleons sah in dem schweigenden Verhalten des rechten Flügels eine verabredete Demonstration der Feinde Frankreichs und stellte den Bürgermeister darüber zur Rede:

„Wer hat den jungen Leuten das Stillschweigen auferlegt?"

Aber der Bürgermeister antwortete ruhig: „Der liebe Gott! Es sind die Zöglinge der Taubstummenanstalt."

*

Napoleon, der über jeden Franzosen ein Kartothekblatt führen ließ — die berühmte „Personal- und Moralstatistik —, verlangte eines Tages auch eine Liste aller reichen französischen Erbinnen von vierzehn Jahren aufwärts. Sein Plan war, hohe Zivilbeamte und invalide Offiziere reich zu verheiraten. Die Kartothek sollte die Höhe der Mitgift und die Eigenschaften des Mädchens aufzeichnen. Auch ihr Wuchs mußte genau beschrieben werden. Mißbildungen durften nicht verheimlicht werden.

*

Bei einem Rundgang im Biwak winkte Napoleon in der Dunkelheit einen Offizier heran:

„Sie heißen?"

„Dubois!"

„Colonel?"

„Nein, Majestät, nur Hauptmann, — aber," so fügte Dubois mit freimütiger Kühnheit hinzu, „ich bin aus dem Holze geschnitzt, aus dem man die Colonels macht!"

„Gut, Hauptmann Dubois! Sobald ich einen Colonel aus Holz gebrauche, sollen Sie der erste sein!"

*

„Ich kann die Weiber nicht leiden, die sich um Politik kümmern," sagte Napoleon zu Madame de Staël.

„Sire," antwortete sie, „in einem Lande, wo man den Frauen die Köpfe abschlug, ist es begreiflich, wenn sie sich fragen, warum."

## Aus aller Welt.

**Das elektrische Auto in Sicht?** Der spanische Jesuitenpater Almeida hat einen Akkumulator erfunden, der es ermöglichen soll, ein Auto zu speisen für eine Entfernung von 1000 Kilometer. Der Akkumulator faßt zehnmal so viel elektrische Energie als die augenblicklich in Gebrauch befindlichen. Die Erfindung ist technisch ausgebaut und es liegt nun an der Industrie, sie zu verwerten.

**Seltsame Temperatureinwirkung.** Bei dem in einigen unterirdischen Höhlengewässern Krains und der Balkanhalbinsel lebenden Grottenolm (Proteus anguinus), einer zu den Fischmolchen zählenden Molchart, hat man eine sonderbare Erscheinung festgestellt. Wenn der Grottenolm in einem Wasser lebt, das kühler ist als 15 Grad Celsius, so pflanzt er sich fort, indem das Weibchen je zwei lebende Junge zur Welt bringt; ist die Wassertemperatur jedoch höher, so liegt das Weibchen etwa 60 Eier. Da die erstgenannte Form die normale Fortpflanzung des Olms darstellt, bewirkt also der Wärmeeinfluß in diesem Falle eine ganz unnatürliche Fortpflanzungsweise.

**Ein Wilhelm Raabe-Brunnen.** In Holzminden wurde anläßlich der diesjährigen Tagung der Raabe-Gesellschaft ein Wilhelm Raabe-Brunnen eingeweiht; er ist eine Schöpfung des Holzmindener Stadtbaurats Schermann. Die Brunnenfigur, gestaltet von dem Bildhauer L. Isenbeck-Berlin, stellt den Klaus Eckenbrecher aus Wilhelm Raabes Erzählung „Der heilige Born" dar.

## Fröhliche Ecke.

**Vaterstolz.**

„Tjä, Hein, dat is man so. Ick heff mine Kinner wat Ordnliches ward'n loten. De Jung heit nu in de Lotterie gewunn', und de Deern is all ne Witwe mit Penschon."

(„Fliegende Blätter.")

**Merkwürdig.**

Antiquitätenhändler: „Nun, mein Herr, werde ich Ihnen ein wunderbares Büfett aus dem Speisezimmer der Königin Anna zeigen."

Reisender: „Sagen Sie mal, diese alte Königin muß ein riesiges Speisezimmer gehabt haben. Das ist schon das achte Büfett von ihr, das mir in dieser Stadt innerhalb einer Woche gezeigt wird."

(„London Opinion.")

---

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.